



Auf der Suche nach der Leichtigkeit: Novak Djokovic mit Ballkindern in Paris. (1. Juni 2018)

Selten locker

Novak Djokovic will Perfektion in jedem Lebensbereich. Der Charakterzug erschwert ihm den Kampf zurück in die Spitzengruppe der Tenniswelt. Doch der Serbe scheint sich zu besinnen. **Von Philipp Bärtsch**

Man sieht das Werbeplakat überall in Paris. Das Sujet: ein Hybridmensch, eine Körperhälfte von Novak Djokovic und die andere von René Lacoste. Lacoste war einer der erfolgreichsten Tennisspieler seiner Zeit, er gewann in den 1920er Jahren sieben Grand-Slam-Titel, er war einer der vier Muskeltiere neben Henri Cochet, Jean Borotra und Jacques Brugnon. Die vier Tribünen des Center Court in Roland-Garros sind nach Lacoste, Cochet, Borotra und Brugnon benannt, dass die Trophäe für den French-Open-Sieger «Coupe des Mousquetaires» heisst, ist eine weitere Referenz an den Spitznamen des legendären französischen Tennisspielers.

Djokovic verbindet das eine oder andere mit Lacoste. Er trägt die Kleidermarke mit dem Krokodil im Logo, was die Werbekampagne erklärt. Und er hat sich ebenfalls längst einen Platz in der Tennisgeschichte gesichert. Doch zur Lebenssituation des Serben würde ein anderer Hybridmensch besser passen: einer aus je einer Hälfte des alten und des neuen Novak Djokovic. Der alte Djokovic war der Dominator, der zwischen 2011 und 2016 elf Grand-Slam-Turniere gewann und an sieben weiteren Majors erst im Final verlor; und der die Weltrangliste vor zwei Jahren mit beinahe doppelt so vielen Punkten der Zweitklassierte anführte.

Ganz oben fiel alles auseinander

Der neue Djokovic ist ein Suchender, und wer will, kann diesem Wandel ein Datum geben: 5. Juni 2016. Es war der Tag, an dem Djokovic endlich auch die «Coupe des Mousquetaires» gewann, der Tag, an dem er sich vornehmen musste wie ein Höhenbergsteiger, der auch noch den schwierigsten und letzten der 14 Achttausender bestiegen hatte. Djokovic hielt nun alle vier Grand-Slam-Titel gleichzeitig, vor ihm hatten das erst der Australier Rod Laver und der Amerikaner Don Budge geschafft. Doch auf dem Gipfel begann sich Djokovic zu verlieren, er kämpfte mit Motivationsproblemen, Eheproblemen, Verletzungsproblemen, sein Betreuer team fiel auseinander wie sein Spiel.

Dominanz und Krise

Top

Auf seinen zweiten Major-Titel hatte Novak Djokovic drei Jahre warten müssen, doch von 2011 bis 2016 gewann er gleich elf Grand-Slam-Turniere. Noch erfolgreicher waren nur Federer (20), Nadal (16) und Pete Sampras (14).

Flop

Mit dem zwölften Grand-Slam-Titel 2016 in Paris vollendete Djokovic den Karriere-Grand-Slam und hielt alle Major-Titel gleichzeitig. Doch danach stürzte er in eine Krise. Nun nimmt er wieder Anlauf – als Welt Nummer 22.

Nun hat Djokovic am French Open zwei Qualifikanten geschlagen und am Freitag in einer sehr umkämpften Partie die Welt Nummer 13, Roberto Bautista Agut; heute Sonntag spielt der 31-Jährige gegen Fernando Verdasco um einen Platz in den Viertelfinals. Es ist zuletzt wieder aufwärtsgegangen mit seinen Leistungen, in Rom scheiterte Djokovic erst im Halbfinal an Rafael Nadal, und das nicht etwa klar, sondern nach einem starken Spiel. Doch Djokovic wirkt immer noch wie einer, dessen Hauptgegner er selber ist – und nicht auf der anderen Seite des Netzes steht.

Als er gegen Bautista Agut bei 6:6 im Tiebreak des zweiten Satzes den sicher geglaubten Punktgewinn vergab, weil der Ball an der Netzkaute versprang, malträtierte Djokovic seinen Schläger. Er schlug einmal, zweimal, dreimal auf die rote Erde, und man hatte das Gefühl, hinter dem Wutausbruch stecke mehr als der Frust über einen verpassten Punktgewinn. Zum Beispiel das Wissen oder die Angst, nicht die nötigen Reserven zu haben, um sich einen solchen Fehler gegen einen solchen Gegner leisten zu können, ohne am Ende als Verlierer dazustehen.

So vieles ist anders als vor zwei Jahren, und es ist auch einiges anders als vor einem Jahr. Damals trennte sich Djokovic drei Wochen vor dem French Open von den drei engsten Betreuern: vom Tenniscoach Marian Vajda, vom Fitnesscoach Gebhard Gritsch und vom Physiotherapeuten Miljan Amanovic. Djokovic sprach von einer Schocktherapie – und verpflichtete wenig später Andre Agassi als Teilzeittrainer. Er war aber vor allem immer stärker unter den Einfluss des Tennislehrers und esoterischen Gurus Pepe Imaz geraten, was Boris Becker Ende 2016 wohl dazu bewegen hatte, als Trainer aufzuhören.

Nun hat Djokovic zurückbuckelt. Vajda und Gritsch sind wieder dabei, Agassi ging im Frühjahr nach zehn Monaten, der noch neuere Coach Radek Stepanek nach vier. Agassi begründete die Trennung so: «Wir waren uns viel zu oft einig, dass wir uns uneinig sind.» Djokovic hatte da gerade zwei erlösende Startniederlagen in Indian Wells und Miami hinter sich, an zwei grossen Turnieren, die er fünf-beziehungsweise sechsmal gewonnen hatte. In Indian Wells sagte er, er

habe sich gefühlt, als hätte er seinen ersten Profimatch gespielt. Aus dem Satz sprach nicht etwa die aufgekratzte Vorfreude eines nervösen Neulings. Sondern die pure Verunsicherung eines sportlich gefallenen Stars.

Djokovic gibt mittlerweile zu, dass er im März weder körperlich noch spielerisch noch mental bereit gewesen sei nach seiner Ellbogenoperation am 1. Februar in der Rennbahnklinik in Muttens. Ellbogenschmerzen hatten ihn schon lange begleitet, sie waren der Hauptgrund für die sechsmonatige Turnierpause, die er nach der Aufgabe im Wimbledon-Viertelfinal 2017 gegen Tomas Berdych einlegte. Djokovic hatte gehofft, er komme um eine Operation herum. Doch als er beim Comeback am Australian Open wieder oder immer noch Schmerzen verspürte im rechten Ellbogen, entschied er sich für den Eingriff.

Privat tat Djokovic die lange Absenz von der Tour gut, er wurde zum zweiten Mal Vater und hatte viel Zeit für die Familie. Doch sportlich versenkte er Zeit, dass er die Operation nicht schon im Sommer machte, erwies sich als Fehler. «Ich liess mich nicht sofort operieren, weil mir niemand sagte, dass ich müsse. Ich begann wieder zu spielen – und die Schmerzen kehrten zurück», sagte Djokovic am Mittwoch in einem Interview mit «L'Equipe».

Manchmal wirkt Djokovic, als versuche er verzweifelt, eine engere Verbindung zwischen der alten und der neuen Version seiner selbst aufzubauen. Der Seriensieger von einst muss schliesslich noch irgendwo in ihm schlummern. Und gleichzeitig will er gar nicht mehr so sein wie früher, als sich fast alles in seinem Leben um die eigene Person und die eigene Karriere drehte. Djokovic hatte den Schritt aus dem Schatten von Roger Federer und Rafael Nadal darum geschafft, weil er seine Ziele mit

beispielloser Kompromisslosigkeit verfolgte. Keiner ist strenger mit sich als er. Djokovic ernährt sich glutenfrei und hält auch sonst strikt Diät, er ist mittlerweile völlig ausgemergelt. Wenn Federer mit dem Thema konfrontiert wurde, sagte er manchmal, seine Spezialdiät sei eine Extraportion Pasta. Und das war noch, bevor er einen Millionenvertrag mit einem grossen Teigwarenhersteller unterschrieb.

Ihm fehlt Federers Lässigkeit

Federer vermittelt stets den Eindruck, es falle ihm leicht, den Beruf und die Familie unter einen Hut zu bringen, er wechselt spielend zwischen den Rollen des vierfachen Vaters und des Tennisstars hin und her. Wenn es um seinen Sport geht, ist Federer genauso Arbeiter wie Genie. Doch neben dem Platz profitiert er von einer Lässigkeit, die Djokovic völlig abgeht. Djokovic hat zwar auch schon seit bald vier Jahren eine Familie, aber er redet immer noch oft davon, wie schwierig es sei, die Balance zu finden. Er verkörpert in der bunten Klasse der weltbesten Tennisspieler den Typ Streber, den Streber nach Perfektion in jedem Bereich. Selbst wenn er an Pressekonferenzen versucht, witzig zu sein, wirkt er eher angestrengt.

Djokovic kann gut erzählen, doch oft verfällt er ins Dozieren, er hat dann diesen hochkonzentrierten Blick aufgesetzt. Mit ihm können die Medienschaffenden nicht nur über Tennis reden wie mit anderen Spielern, doch manchmal wünscht man sich, er würde auf eine simple Tennisfrage auch einmal eine simple Tennisantwort geben. Oft ist es so, dass selbst auf eine Frage über sein Spiel eine Antwort über das Leben kommt. Manche vermitteln die Haltung, das Leben sei ein Spiel, bei Djokovic bekommt man den Eindruck, es sei umgekehrt, das Spiel sei ein Leben. Es hat ein Ausmass angenommen, das manch ein Zuhörer nicht mehr als Bereicherung empfindet. Sondern als Klugscheisserei.

Doch Djokovic scheint erkannt zu haben, dass er die Dinge vielleicht wieder einfacher halten sollte. Als er gefragt wurde, warum er Marian Vajda zurückgeholt habe und was diesen von anderen Trainern unterscheidet, antwortete Djokovic: «Da reichen drei Worte: Einfachheit, Klarheit, Loyalität.»

Manche vermitteln die Haltung, das Leben sei ein Spiel, bei Djokovic bekommt man den Eindruck, das Spiel sei ein Leben.